

Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft

Martina Wagner-Egelhaaf

1. Einleitung

Der Artikel informiert über Grundprobleme, die in der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung der letzten Jahre die Diskussion bestimmt haben. Eingangs wird die Spezifik des literaturwissenschaftlichen Interesses an der Autobiographie im Vergleich zur und in Abgrenzung von der geschichtswissenschaftlichen Autobiographieforschung herausgestellt und für eine Komplementarität literatur- und geschichtswissenschaftlicher Auseinandersetzung mit autobiographischen Texten argumentiert. Das hermeneutische Biographieverständnis dient als Referenz- und Ausgangspunkt der im Folgenden entwickelten posthermeneutischen Fragestellungen und Theorieperspektiven. Drei systematische Aspekte der gegenwärtigen Autobiographieforschung werden vorgestellt: (1.) das Verhältnis von Autobiographie und Erinnerung/Gedächtnis, (2.) die Rolle des Raums in der Autobiographie und (3.) das Konzept der Autofiktion. Die systematischen Aspekte und Überlegungen stehen im Vordergrund, aber zur Veranschaulichung wird auf literarische Beispiele Bezug genommen.

Das Grundproblem der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung, an das sich nahezu alle Facetten der theoretischen Auseinandersetzung mit Lebensbeschreibungen rückbinden lassen, liegt in dem Verhältnis zwischen Text und der sogenannten ‚Wirklichkeit‘, also in dem, worauf der Text referiert, das in die Darstellung gebrachte Leben. Die alte Unterscheidung, die Aristoteles im 9. Buch seiner *Poetik* vorgenommen hat und der zufolge der Geschichtsschreiber mitteilt, was geschehen ist, das Besondere also, der Dichter aber darstellt, was geschehen könnte, das Allgemeine in der Diktion des Aristoteles (vgl. Aristoteles 1982, 29), bietet immer noch einen probaten Ausgangspunkt für die literaturwissenschaftliche Reflexion der Autobiographie. Gehört sie in den Bereich der Dichtung oder ist sie Geschichtsschreibung? Zweifellos werden Texte wie z.B. Marcel Reich-Ranickis *Mein Leben* (1999) als zeitgeschichtliches Dokument eines bemerkenswerten Lebens in einer historisch bewegten Zeit gelesen. Diese Leserinnen und Lesern unterstellte ‚schlichte‘ Lektürehaltung ist nach Aristoteles auch diejenige der Geschichtsschreibung, die über einen autobiographischen Text etwas über die Zeit, über die er berichtet, erfahren möchte. Das literaturwissenschaftliche Interesse an der Autobiographie richtet sich indessen auf das literarische ‚Wie‘ der Darstellung, die textuellen Muster und Verfahrensweisen, d.h. auf die Art und Weise, wie auf das historische Geschehen referiert wird und sich das autobiographische Ich in der Geschichte positioniert. Und doch erscheint diese Gegenüberstellung allzu idealtypisch: Keinesfalls geht es der Geschichtsschrei-

bung um das krude ‚Was‘ der historischen Faktizität, die auch in der Geschichtswissenschaft längst kritisch befragt wird. Das historiographische Interesse an der Autobiographie ist auch ein mentalitätsgeschichtliches, das sich durchaus auf das ‚Wie‘ der Formen als Ausdruck für die Art und Weise, wie Menschen sich in einer bestimmten Zeit selbst entworfen haben, richten kann. Und auch die Literaturwissenschaft beschäftigt sich nicht nur mit der künstlerischen Form, der Gattungstradition und den zeichenhaften Strukturen der Autobiographie ‚an sich‘, sondern fokussiert die literaturgeschichtliche Spezifik autobiographischer Texte auf die Frage, wie mit sprachlich-literarischen Mitteln Referenz bewerkstelligt und Lebensgeschichte ermöglicht wird. Das geschichtswissenschaftliche und das literaturwissenschaftliche Interesse an der Autobiographie sind also sehr eng aufeinander bezogen, freilich, ohne identisch zu sein. Wenn sich die Geschichtswissenschaft heute, nach dem *linguistic*, dem *medial*, dem *iconic*, dem *cultural* und dem *performative turn*, ebenfalls für sprachliche, rhetorische, textuelle und zeichenhafte Strukturen und Verfahrensweisen interessiert, betrachtet sie diese als geschichtliche Erscheinungsformen, die Aufschluss über das Selbstverständnis der Menschen einer bestimmten Epoche und damit über diese Epoche selbst geben. Der Historiker/die Historikerin kann über die Autobiographie erfahren, wie die Menschen einer bestimmten Zeit diese Zeit und damit sich selbst konstruierten. Das Interesse der Literaturwissenschaft liegt bei der Literatur, den semiotischen, sprachlichen, rhetorischen und textuellen Verfahrensweisen und Strukturen des literarischen Mediums selbst und wie das literarische Medium Geschichte entwirft. Ihr Erkenntnismotiv liegt, so könnte man zugespitzt sagen, nicht außerhalb des Mediums, sondern in der Medialität und Materialität der Texte selbst. Und auch wenn die Literaturwissenschaft eher *literaturhistorisch* als systematisch argumentiert, geht es ihr um die Historizität des literarischen Mediums, nicht um die Historizität einer bestimmten Epoche, selbst wenn letztere auf erstere verweist und erstere über die letztere etwas aussagt. Das Primärmotiv der literatur- und der geschichtswissenschaftlichen Autobiographieforschung ist also wesentlich ein anderes, aber beide Disziplinen ergänzen sich in diesem Sinn und stellen gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille dar. Eine enge Forschungskoooperation von geschichtswissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Autobiographieforschung, die den je verschiedenen disziplinären Motivationen Rechnung trägt und sie in einen Dialog bringt, ohne sie zu verwischen, wäre in der Auseinandersetzung mit der ‚chimärischen‘ Gattung der Autobiographie zweifellos für beide Seiten fruchtbringend.

Die oft zitierte Passage aus dem Vorwort von Goethes Autobiographie *Dichtung und Wahrheit*, die in vier Teilen zwischen 1811 und 1831 erschien, bietet sich immer noch als zentraler Referenztext der autobiographischen Gattungsdiskussion an, insofern als Goethe nicht nur über sein Leben berichtet, sondern an vielen Stellen auch darüber reflektiert, was er tut, wenn er sein Leben darstellt. Goethe ist also auch so etwas wie ein erster Autobiographietheoretiker. Im Vorwort von *Dichtung und Wahrheit* heißt es bekanntlich:

Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hier zu wird aber ein kaum

Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den willigen als unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein. (Goethe 1986, 13 f.)

Hier liegt der Modellfall eines hermeneutischen Autobiographieverständnisses vor, wie es im Laufe des historistischen 19. Jahrhunderts gattungsbestimmend wurde: Das sich bildende Ich erscheint im engen Wechselbezug mit den „Zeitverhältnissen“, die auf es einwirken und es prägen, die es seinerseits aber wieder, wenn es ein Künstler ist, in seiner Produktivität nach außen abstrahlt. Dazu muss sich das Ich aber nicht nur selber, sondern es muss auch sein Jahrhundert kennen, heißt es bei Goethe, d.h. es muss sich mit sich selbst, aber auch mit seinen Zeitverhältnissen auseinandersetzen um erkennen zu können, in welcher Weise es mit sich selbst identisch ist und wie es von seinem Jahrhundert geprägt und bestimmt wird. Das Autobiographieverständnis, das in der Goethe'schen Passage zum Ausdruck kommt, ist also bestimmt von der Tätigkeit des Verstehens: Der Autobiograph muss permanent Ich- und Weltsicht aufeinander beziehen und integrieren, um sich selbst und die Welt sowie ihre wechselseitige Bezogenheit aufeinander verstehen zu können. Dieser Verstehensprozess ist ein integrativer Akt. In der Moderne, die zunehmend fragmentarische Autobiographien hervorbringt (vgl. Wagner-Egelhaaf ²2005, 187 ff.), wird der Akt des Verstehens problematisch, aber für den Modellfall der klassischen Autobiographie bleibt die Vorstellung der integralen Einheit von Ich und Zeitverhältnissen bestimmend.

1. Erinnerung und Gedächtnis

Modus und Medium der im Akt des Verstehens gegründeten autobiographischen Integrationsleistung ist die Erinnerung, denn es ist, Wilhelm Dilthey zufolge, die Zeitlichkeit, die das menschliche Leben bestimmt (vgl. Dilthey 1981, 237). Die Vergangenheit wird über die Erinnerung in die Gegenwart hereingeholt, um mit und in ihr Zukunftsvorstellungen entwickeln zu können. Nun wissen wir freilich, dass die Erinnerung nicht objektiv ist, dass sie im Gegenteil höchst selektiv verfährt, weil sie vergisst, verdrängt und beschönigt. Für die Autobiographieforschung ist gerade dies das Entscheidende, nämlich in welcher Weise Menschen im Prozess der Erinnerung ihre Vergangenheit und damit sich selbst formen und gestalten. Für die historische Forschung, die sich autobiographischer Zeugnisse als Quellen bedienen möchte, heißt dies, dass sie stets die subjektive Perspektiviertheit des Dargestellten mit zu berücksichtigen hat. Wenn Goethe im 5. Buch des I. Teils von *Dichtung und Wahrheit* eine ausführliche Schilderung der Kaiserkrönung Josephs II. in Frankfurt mit zahlreichen historischen Details gibt, ist dies sicherlich für die Geschichtswissenschaft eine nützliche Quelle, gleichwohl bleibt zu bedenken, dass es sich um eine rückblickend geschilderte Episode im Leben des jungen Goethe handelt, die eingebunden ist in die Narration einer ersten, durchaus komplizierten Liebesgeschichte des jungen Helden. Goethes Wahrnehmung der Geschehnisse ist zu einem guten Teil geleitet von seinem Anliegen, der jungen Geliebten zu zeigen und zu erklären, was da in der Stadt Frank-

furt während der Krönungsfeierlichkeiten vorgeht. Wenn man darüber hinaus berücksichtigt, dass das autobiographische Ich am Ende des 4. Buchs davon spricht, dass ihm der Dichterlorbeer als „ein wünschenswertes Glück“ (Goethe 1986, 180) erschien, treten Dichterkrönung und Kaiserkrönung in einen sprechenden Bezug. Literarische Texte zeigen aber, dass sie perspektiviert sind – deshalb sehen wir den jungen Goethe bei den Krönungsfeierlichkeiten ständig in Bewegung und auf der Suche nach dem Ort, von dem er und die Geliebte das Schauspiel am besten verfolgen können. Und um ein Schau-Spiel handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes, nicht nur wegen der historischen Staffagen, sondern weil das autobiographische Ich das Gesehene als Gesehenes darstellt:

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten carolingischen gefertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Ratsherrn getragenen Baldachin, der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einher schwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk. (Goethe 1986, 219 f.)

Es ist offenkundig, dass Goethe hier ebenso sehr von sich spricht wie von dem, was er sieht. Man kann sich natürlich auch die Frage stellen, ob und inwiefern Goethes Erinnerung hier zuverlässig ist und sein kann. Immerhin beschreibt er historische Ereignisse, die sich im Jahr 1764 zugetragen haben in einem Abstand von siebenunddreißig Jahren.¹ Natürlich zog Goethe für seine Schilderung historische Darstellungen heran und zwar insbesondere das „Ausführliche[s] Diarium, wie sowohl der Churfürstliche Collegial-Tag als auch die Wahl und Crönung Ihrer Römisch Königlichen Majestät

1 Die Wahl Josephs II. zum römischen König erfolgte am 27.3.1764 und die Kaiserkrönung in Frankfurt fand am 3.4.1764 statt. Goethe schrieb im Jahr 1811 am fünften Buch von *Dichtung und Wahrheit*.

Josephus des Andern in der Reichs-Stadt Frankfurt am Main in dem Jahre 1764 vollzogen worden“ (vgl. Goethe 1986, 1120), so dass Erinnerungslücken für den Autobiographen kein Problem darstellen. Die Literarizität eines autobiographischen Textes bemisst sich nicht an dem, was ein Autobiograph erinnern kann, sondern an dem, was er darstellen will.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung mit der naturwissenschaftlichen und psychologischen Forschung zum Thema ‚autobiographisches Erinnern‘ bzw. ‚autobiographisches Gedächtnis‘ umzugehen hat (vgl. dazu Wagner-Egelhaaf ²2005, 87-91). Die Zeitschrift *BIOS* hat dem autobiographischen Gedächtnis im Jahr 2002 ein eigenes Heft gewidmet, in dem neurowissenschaftliche und entwicklungspsychologische Ansätze repräsentiert sind (vgl. Markowitsch 2002, Matura 2002, Nelson 2002). Diese Forschungen dokumentieren, wie sich beim Menschen das autobiographische Gedächtnis entwickelt und organisiert. Eine ganze Reihe von Befunden kommen literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen entgegen, etwa die Tatsache, dass sich das autobiographische Gedächtnis im Laufe des Lebens immer wieder neu organisiert, oder aber die sprachlich-narrative Verfasstheit des autobiographischen Gedächtnisses, die auch von psychologischer Seite hervorgehoben wird. Angesichts der gegenwärtig erstarkenden Tendenz kognitionswissenschaftlicher Ansätze in der Literaturwissenschaft, die sich auch unter dem Label einer ‚empirischen Literaturwissenschaft‘ formiert (vgl. Köppe/Winko 2008, 293-312), muss man die Frage sicherlich noch einmal grundsätzlich diskutieren, ob und inwiefern sich die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung – dasselbe gilt auch für die geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Autobiographien und anderen Ego-Dokumenten – auf naturwissenschaftliche Befunde zu beziehen, sie zu integrieren hat. Die Literaturwissenschaft werde nur dann eine Wissenschaft, hat Gerhard Lauer geschrieben, „wenn sie sowohl die Einsichten der humanwissenschaftlichen Forschungen als Standard aufnimmt wie auch ihre Hypothesen einer empirischen Prüfung aussetzt“ (Lauer 2007, 158). In welcher Weise es bei der Analyse und Interpretation literarischer Texte hilfreich ist, auf kognitions- oder neurowissenschaftliche Erkenntnisse zurückzugreifen, ist bislang indessen noch nicht überzeugend gezeigt worden. Gewiss lassen sich Begrifflichkeiten aus der naturwissenschaftlichen und psychologischen Gedächtnisforschung wie etwa ‚episodische‘ oder ‚generische Erinnerung‘ zur genaueren Beschreibung von Erinnerungsstrukturen in literarischen Texten heranziehen, ein hinreichendes Verständnis derselben ermöglichen sie indessen nicht. Bei einem literarischen Text – und als solchen betrachtet die Literaturwissenschaft auch Autobiographien, die sich auf den ersten Blick nicht durch eine auffällige literarische Gestaltung auszeichnen – spielen noch ganz andere Kriterien eine Rolle als die Art und Weise, wie ihr Autor oder ihre Autorin erinnert bzw. zu erinnern in der Lage ist. Autobiographien verschweigen Erinnerungen, manipulieren sie, ergänzen und erfinden. Gleichwohl eröffnet die Frage nach dem Verhältnis der naturwissenschaftlichen Forschung zum autobiographischen Gedächtnis der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung ein noch weitgehend unbearbeitetes Feld, auf dessen künftige Ergebnisse man gespannt sein darf.

Freilich betreibt auch die Literaturwissenschaft Gedächtnisforschung, etwa wenn sie darauf hinweist, dass die Formung und Gestaltung individueller Erinnerungen in einem autobiographischen Text immer auch von Gattungsmustern und -traditionen abhängig ist. Eine Autobiographie ist also nicht ausschließlich bestimmt von dem,

was und wie ein autobiographisches Ich erinnert, sondern zu einem guten Teil auch davon, was und wie andere Autobiographen und Autobiographinnen erinnert haben. Denn wer eine Autobiographie schreibt, hat in der Regel schon andere Autobiographien gelesen; ansonsten wäre er oder sie vermutlich nicht auf den Gedanken gekommen, das eigene Leben darzustellen. Und wer gelesen hat, lernt etwas von der Lektüre, bewusst oder unbewusst. In diesem Zusammenhang sei nur auf Stephan Goldmanns Ausführungen zu „Topos und Erinnerung“ verwiesen, die gezeigt haben, dass es eine abendländische Topik der Lebensdarstellung gibt (vgl. Goldmann 1994). Diese Topik stellt ein kulturell wirksames Modell dessen bereit, was autobiographiewürdig ist und was nicht. Erinnerung, heißt dies, ist also nicht nur individuell, sondern im gleichen Maße kollektiv und von kulturellen Mustern getragen.

Die Begriffsverwendung von ‚Erinnerung‘ und ‚Gedächtnis‘ ist in der literaturwissenschaftlichen Forschung allerdings nicht einheitlich und konsequent. Es bietet sich indessen an, von ‚Erinnerung‘ zu sprechen, wenn vom Akt die Rede ist, mittels dessen ein autobiographisches Ich auf Ereignisse und Geschehnisse aus dem eigenen Leben Bezug nimmt. Eine ‚Erinnerung‘ ist aber auch ein Produkt dieses Erinnerungsakts, ein Bild des Gewesenen, das man darstellen und beschreiben kann, so wie es die oben ausführlich zitierte Szene der Frankfurter Kaiserkrönung aus Goethes *Dichtung und Wahrheit* tut – auch wenn Goethe das Beschriebene anderen Texten entnommen haben sollte. Im literarischen Zusammenhang seiner Autobiographie fungiert die Szene gleichwohl als Erinnerung. Unter ‚Gedächtnis‘ ist unter Anlehnung an die alteuropäische Vermögenslehre eine mentale Struktur oder eine Anordnung zu verstehen, die individuelle oder kollektiv-kulturelle Zugriffe der Erinnerung überhaupt erst ermöglicht. Die rhetorische Memorialelehre hat dem Redner bekanntlich empfohlen, beim Memorieren einer Rede von einer architektonischen Anordnung, einem Haus oder einer Gartenanlage, auszugehen und die zu erinnernden Inhalte als sprechende *imagines* an den *loci* des Hauses, also dessen einzelnen Räumen, oder den Bereichen des Gartens abzulegen, um sie in der *actio*, dem Halten der Rede, wieder einzusammeln (vgl. Quintilian ³1995, II, 587 ff.). Die Verbindung von *loci* und *imagines* wird durch den technischen Akt des Memorierens in der Architektur des Gedächtnisses fest verankert. Dies ist ein Gedächtniskonzept, das sowohl autobiographisch fruchtbar zu machen ist als auch ein Modell für das Funktionieren des kollektiven und des kulturellen Gedächtnisses bereitstellt. Was Autobiographen und Autobiographinnen für berichtenswert erachten, ist oftmals in einem hohen Maße durch die kulturelle Topik der Autobiographie vorgegeben. Insofern schreiten die Verfasser/innen autobiographischer Werke jene kulturellen Gedächtnisarchitekturen ab, die längst vor ihnen angelegt wurden, und sie sammeln jene *imagines* ein, die bereits ihre Vorläufer/innen an den *loci* des Gedächtnisses deponiert haben. In diesem Sinne ist der von Rousseau in den *Confessions* (1782/89) geschilderte Spargelddiebstahl (vgl. Rousseau 1978, 36 f.) als eine Refiguration von Augustinus‘ gestohlenen Birnen in den *Confessiones* (um 400) (vgl. Augustinus 1982, 61 f.) zu lesen. Die immer wieder erzählten Stationen des kulturellen autobiographischen Gedächtnisses – Vorfahren, Geburt, Elternhaus, Lesenlernen, Krankheit, erste Verirrungen, erste Liebe etc. – sind denn auch einigermaßen stereotyp – und dies nicht nur in der Literatur. Die architektonische Anordnung des Gedächtnisses führt bereits zum zweiten Problemhorizont der aktuellen literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung, der Rolle des Raums bzw. der Räumlichkeit in der Autobiographie.

2. Orte und Räume der Autobiographie

Wenn man vom hermeneutisch geprägten Bildungs- und Entwicklungsmodell der Autobiographie ausgeht, das individuelles Leben als einen chronologischen Ablauf in der Geschichte denkt – und dies ist das autobiographische Modell, wie es der Historismus des 19. Jahrhunderts ausgeprägt hat –, rückt die zeitliche Dimension der autobiographischen Narration in den Vordergrund. Der Akt der Erinnerung hat einen zeitlichen Abstand zu überwinden, um sich in der Vergangenheit zeitlich zu verorten. „Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt“, so beginnt Goethes *Dichtung und Wahrheit* (Goethe 1986, 11). Wann etwas geschehen ist, scheint für unser Verständnis, zumal für unser Verständnis geschichtlicher Phänomene, von großer Bedeutung zu sein. Indessen hat gerade die Gedächtnispsychologie herausgestellt, dass der Verlauf der Zeit für das autobiographische Gedächtnis viel weniger strukturgebend ist als gemeinhin angenommen. Wann sich etwas ereignet hat, wird viel eher vergessen als das Ereignis selbst. Ein Ereignis hat eher die Chance, im Gedächtnis festgehalten zu werden, wenn es einzigartig ist, wenn es unerwartet auftritt, für das Individuum mit bedeutsamen Folgen verbunden oder aber mit einer besonderen Emotionalität belegt ist (vgl. Wagner-Egelhaaf ²2005, 87; Nelson 1993, 2003). Und Quintilian betont in seiner *Institutio oratoriae* die Gedächtnisfunktion des Ortes folgendermaßen:

Denn wenn wir nach einer gewissen Zeit an irgendwelche Örtlichkeiten zurückkehren, erkennen wir nicht nur diese selbst wieder, sondern erinnern uns auch daran, was wir dort getan haben, auch fallen uns Personen wieder ein, ja zuweilen kehren gar die Gedanken in unseren Geist zurück, die wir uns dort gemacht haben. (Quintilian ³1995, 593)

Obwohl sich die Geistes- und Kulturwissenschaften seit geraumer Zeit im *topographical turn* befinden, hat merkwürdigerweise bislang niemand versucht, die Autobiographie von den in ihr genannten und entworfenen Räumen und Orten her zu konzeptualisieren. Dabei nennt Goethe in dem zitierten ersten Satz von *Dichtung und Wahrheit* neben dem Datum seiner Geburt auch den Ort: „Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt“ (Goethe 1986, 11). Außer dem genannten Artikel von Stephan Goldmann gibt es tatsächlich keine einschlägigen Arbeiten zur räumlichen Verfasstheit der Autobiographie. Und auch Stephan Goldmann beschreibt mit dem Begriff des Topos, wiewohl dieser vom Ansatz her räumlich zu denken ist, nicht ausschließlich Topoi als Orte.² Goldmann hat gezeigt, dass autobiographische Texte entsprechend der antiken Personentopik ziemlich regelmäßig vorgezeichnete Stationen abschreiten, wie z.B. Herkunft, Familie, Bildung, Krankheit, Taten etc. eines Individuums, die offensichtlich für die Charakteristik einer Person in der abendländischen Tradition unerlässlich sind. Das seit April 2009 in Münster arbeitende DFG-Projekt ‚Topographien der Autobiographie‘

2 Dem Topos, zu Deutsch ‚Gemeinplatz‘, ist eine räumliche Dimension inhärent; Aristoteles etwa hat ihn als ‚Sehepunkt‘ beschrieben, d.h. als einen Ort, von dem aus eine Sache betrachtet werden kann. Gleichwohl sind die Goldmann’schen Topoi als solche nicht alle räumlicher Art, sondern schreiben sich von der alteuropäischen Personentopik her. Der Topos ist dann ein metaphorischer Ort, der zum Zwecke der Argumentation aufgesucht werden kann.

versucht nun, die Orte und Räume in den Blick zu nehmen, die in autobiographischen Texten abgeschritten werden bzw. die für das autobiographische Ich im Prozess seiner Selbstvergegenständlichung bedeutsam werden. Es geht darum zu reflektieren, welche Konsequenzen die räumliche Verfasstheit seiner Selbstwahrnehmung für das autobiographische Ich hat. Dabei kann sich das Projekt auf niemand geringeren als Immanuel Kant beziehen, der Raum und Zeit als die grundlegenden Anschauungsformen des Menschen beschrieben hat. In der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es:

Vermittelst des äußeren Sinnes (einer Eigenschaft unsres Gemüts) stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesamt im Raume vor. Darinnen ist ihre Gestalt, Größe und Verhältnis gegen einander bestimmt, oder bestimmbar. Der innere Sinn, vermittelt dessen das Gemüt sich selbst, oder seinen inneren Zustand anschaut, gibt zwar keine Anschauung von der Seele selbst, als einem Objekt; allein es ist doch eine bestimmte Form, unter der die Anschauung ihres innern Zustandes allein möglich ist, so, daß alles, was zu den innern Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt wird. (Kant 1983, 71)

Der Bochumer Romanist Rudolph Behrens hat in einer eindrücklichen Studie gezeigt, dass sich das Subjekt um 1800, noch bevor es gleichsam in das zeitbestimmte historische 19. Jahrhundert eintritt, in imaginativen Räumen selbst begegnet (vgl. Behrens 2007). Nun sind nach der alteuropäischen Vermögenslehre *imaginatio*, also die Einbildungskraft, und *memoria*, das Gedächtnis, eng aufeinander bezogen. Beide sind Teil der rhetorischen *inventio*. Bei Giovanni Battista Vico heißt es bezüglich des Wechselverhältnisses von *imaginatio* und *memoria*: „[...] die Phantasie ist nichts anderes als ein Wiederhervorspringen von Erinnerungen, und das Genie ist nichts anderes als eine Tätigkeit an den Dingen, deren man sich erinnert“ (Vico 1990, 397 f.; vgl. Wagner-Egelhaaf 1997, 152).

Wie das Ablegen von sprechenden Bildern in den Gedächtnisräumen Einbildungskraft erfordert, rekurriert diese ihrerseits auf die Bestände des Gedächtnisses. Das DFG-Projekt ‚Topographien der Autobiographie‘ unternimmt Pilotstudien zu Goethe, Walter Benjamin und W. G. Sebald, um die Ergiebigkeit eines raumbezogenen Ansatzes in der Autobiographieforschung zu erproben. Für das Verhältnis von Autobiographie und Zeitgenossenschaft bedeutet dies, dass Geschichte in räumlich konfigurierten, szenischen Anordnungen wahrnehm- und erfahrbar wird, die das autobiographische Ich als beobachtenden und d.h. perspektivierenden Teilnehmer sichtbar werden lässt. In diesem Zusammenhang kann noch einmal auf die Frankfurter Kaiserkrönung in Goethes *Dichtung und Wahrheit* verwiesen werden, bei der Leser und Leserin mit dem jugendlichen Goethe den Frankfurter Stadtraum und die Räumlichkeiten des Römer durchstreifen, um dem Geschehen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu folgen. Das Geschehen ist auf das sich im doppelten Wortsinn ‚bildende‘ autobiographische Ich perspektiviert, rückt aber aus den unterschiedlichen Betrachterpositionen auch die verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Akteure in den Blick und gibt Anlass zu je spezifischen Betrachtungen und Bewertungen. Die räumliche Perspektive eröffnet, so kann thesenhaft behauptet werden, Reflexionsräume, die geschildertes historisches Geschehen nicht primär in die kausale Ordnung eines Vorher und Nachher einbindet, sondern dem Beiläufigen und dem Heterogenen, dem sich

nicht in die erzählerische Ordnung Fügenden Raum gibt und dieses lesbar macht. Dass Autoren den Raum als Prinzip der autobiographischen Selbstvergegenwärtigung tatsächlich für sich entdeckt haben, zeigt beispielsweise Ulf Erdmann Ziegler 2007 erschienenes Buch *Wilde Wiesen*, dessen Untertitel bezeichnenderweise „Autogeographie“ lautet und das in seiner Kapitelstruktur autobiographische Orte abschreitet. Die Kapitelüberschriften lauten entsprechend „Lindenthal“, „Einfeld“, „Pillnitz“, „Neumünster“, „Orschel-Hagen“, „Tungendorf“, „Neukölln“, „Dorstfeld“ u.a. Die Orte eröffnen jeweils eine ganz spezifische autobiographische Bühne, die den Spielraum des Ichs bestimmt. Während es generell in der Biographik nicht ungewöhnlich ist, dass ein Leben nach den Stationen, an denen es verbracht wurde, gegliedert wird, exponieren die Kapitelüberschriften bei Ziegler die Literarizität des Alltäglichen, ja gerade auch höchst unspektakulärer Nichtorte, die für die Selbstidentifikation des autobiographischen Ichs zweifellos Bedeutsamkeit erlangen. Freilich werden die Orte in einer zeitlichen Abfolge durchschritten, so dass das autobiographische Ich mit Kant permanent das zeitliche Innen mit dem räumlich verfassten Außen zu vermitteln hat. Dies ist etwa in Walter Benjamins *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* (1932 ff.) ganz anders. Dieser autobiographische Text besteht aus einzelnen, in hohem Maße räumlich verfassten Denkbildern, die keine bestimmte Reihenfolge präjudizieren. Dafür sind die einzelnen Szenen sprachlich so hochverdichtet und auf sich selbst bezogen, dass die beschriebenen Räume zu Texträumen im eigentlichen Wortsinne werden, d.h. dem Text selbst eine räumliche Struktur verleihen, die ihrerseits zur Reflexionsstruktur oder gar zum Medium des autobiographischen Ichs werden.

Von der latenten Kraft der Imagination ist es nur ein kurzer Weg zur manifesten literarischen Fiktion. Und über das Verhältnis von Lebensgeschichte und Fiktion eröffnet sich ein weiteres aktuelles Feld der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Autobiographie.

3. Autobiographie als Autofiktion

Der Begriff der ‚Autofiktion‘ taucht in der Autobiographiediskussion in den letzten Jahren verstärkt auf. Er stammt aus der französischen Debatte, die sich, ausgehend von Serge Doubrovsky, Gedanken über Form und Funktion des Autobiographischen in der von den Medien geprägten Gegenwart gemacht hat. Doubrovsky geht davon aus, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der jede und jeder jederzeit und alles von sich preisgibt. Man braucht nur an die zahlreichen Talkshows im Fernsehen zu denken oder daran, was junge Leute heute alles auf Facebook stellen, um die aktuelle Dringlichkeit des von Doubrovsky bereits in den 1980er Jahren formulierten Anliegen nachvollziehen zu können. Die komplette Offenbarung seiner selbst in den Medien führt nicht nur zur Auflösung bzw. Verschiebung der Grenze zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten, sondern tendenziell auch zur Aufhebung der Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘, insofern als die beständige Bearbeitung unseres medialen und öffentlichen Ichs Teil wenn nicht gar der Inhalt unserer Lebensrealität ist. Die Formate sind dabei größtenteils vorgegeben. Nun hat die Frage nach ‚Wahrheit‘, ‚Wahrhaftigkeit‘ und ‚Wirklichkeit‘ des autobiographischen Texts die Theoriediskussion seit jeher bestimmt. Auch hier könnte man wieder an Goethes *Dichtung und Wahrheit* erinnern, wo diese Frage gleichsam programmatisch im Titel aufgeworfen wird. Dass eine Lebensbeschreibung sich nicht auf das Faktische be-

schränken kann, sondern die Reihung des Tagtäglichen durch synthetisierende Sinnbilder überschreiten muss, um ein Verständnis des Lebenszusammenhangs zu erzielen, hat Goethe sehr genau gesehen. Die Wahrheit eines Lebens kann, so lautet das Goethe'sche Modell in der Autobiographiedebatte, nur durch den gezielten Einsatz der Dichtung dargestellt werden. Nun haben Postmoderne und Poststrukturalismus bekanntermaßen grundlegende Zweifel an der Möglichkeit und der Berechtigung großer sinnstiftender Erzählungen und metaphysischer Werte und Begründungen, wie sie etwa im Begriff der ‚Wahrheit‘ transportiert werden, formuliert. Das ist alles längst akzeptiert und ausbuchstabiert. In der gegenwärtigen Phase des ‚Post-post-‘, d.h. der Zeit nach der Postmoderne bzw. des Poststrukturalismus, ist auf der Grundlage fundamentaler Zeichen- und Subjektkritik die Frage nach der Möglichkeit von Selbstpositionierung, Handlungsmacht (*agency*) und lebensgeschichtlicher Vergegenwärtigung neu gestellt, ohne dass dabei ein Rückfall in vorkritische Essenzialismen intendiert wäre. In der Literatur der Gegenwart begegnet man dabei Modellen, die sowohl in literarischer als auch in autobiographietheoretischer Hinsicht eine Herausforderung darstellen und unter dem Stichwort ‚Autofiktion‘ zu diskutieren sind.³ So treten einerseits lebensweltliche Figuren, die durchaus auch ihre ‚richtigen‘ Namen behalten, in fiktionalen Texten auf, andererseits werden bewusst und gezielt fiktionale Elemente in autobiographische Erzählungen integriert. Beispiele für den ersten Fall wären etwa die letzten Romane von Arnold Stadler oder, ein sehr frühes Beispiel, der Auftritt des Schriftstellers Uwe Johnson in Johnsons Roman *Jahrestage* (1970-1983). Für den zweiten Fall wäre Emine Sevgi Özdamars autobiographische Trilogie *Sonne auf halbem Weg* (2007) anzuführen, die in hohem Maß mit märchenhaft-phantastischen Elementen arbeitet. Hier stellt sich die Frage, ob diese beiden Versionen nicht bereits im Goethe'schen Modell angelegt sind und ob diese Hybridisierungen nicht auf eine Negation der Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘ hinauslaufen. Beide Fragen können mit ‚Jein‘ beantwortet werden. In Goethes Autobiographie geht es darum, einen Lebenszusammenhang verstehbar zu machen. Das ist in gegenwärtigen Versuchen nicht unbedingt der Fall, obwohl man natürlich in Rechnung stellen muss, dass das Spektrum autobiographischer Schreibweisen in der Gegenwart ein sehr breites ist. Es ist weniger der Lebenszusammenhang als solcher, der zur Aufgabe wird; seit der Fragmentierung des autobiographischen Modells im Poststrukturalismus vergegenständlicht sich das autobiographische Ich vielfach in Episoden und fragmentarischen Bildern, oftmals in Spiegel- und Gegenbildern, wie dies z.B. in den autobiographischen Texten von Uwe Timm der Fall ist. Dies bedeutet, dass der Fiktion weniger eine synthetisierende Funktion zukommt als vielmehr die Aufgabe der Selbstexploration und der Selbsterfindung. Fiktionale Mittel, dies wäre eine These, dienen in der literarischen Autobiographie dazu, Grenzen und Möglichkeiten von Selbstentwürfen auszuloten. Zeithistorisches tritt dabei oft in den Hintergrund, da sich das Ich in einer plural gewordenen Welt nicht mehr als Spiegel der Zeitverhältnisse begreift. Deshalb hat z.B. Martin Walser in seiner Biographie *Ein springender Brunnen* (2000) die nationalsozialistischen Verbrechen nicht thematisiert. Dafür musste er freilich viel Kritik einstecken, weil man die Meinung vertreten kann, dass, selbst wenn ein Kind

3 Vgl. auch die Beiträge der auf dem XII. Kongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) in Warschau 2010 organisierten Sektion 60, die sich unter dem Titel „Autofiktion. Neue Verfahren literarischer Selbstdarstellung“ sowohl theoretisch als auch textanalytisch dem Problemkomplex widmete.

politische Verhältnisse nicht registriert, der Erwachsene, der seine Kindheit schildert, sich dazu verhalten muss. Die Unterscheidung von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Fiktion‘ ist natürlich insofern problematisch, als wir keinen unmittelbaren Zugang zur sogenannten ‚Wirklichkeit‘ haben. ‚Wirklichkeit‘ stellt vielmehr ein konventionalisiertes Verständnis unseres Weltzugriffs dar, und Mittel der Fiktion sind immer am Werk, wenn wir uns unsere Wirklichkeiten zurechtlegen. Das ist aber nicht das, was mit ‚Autofiktion‘ gemeint ist. ‚Autofiktion‘ ist nicht der unvermeidliche Einsatz des Fiktionalen in der Selbstbeschreibung, sondern der willentliche und wissentliche, der ganz bewusst eingesetzte und ausgestellte Einsatz der Fiktion, insofern als sie dazu da ist, die ‚Wirklichkeit‘ des autobiographischen Ichs zu konstituieren. Frank Zipfel unterscheidet drei verschiedene Formen der Autofiktion: Autofiktion kann zum einen als eine besondere Art autobiographischen Schreibens verstanden werden. Damit ist die Tatsache gemeint, dass jede Art der autobiographischen Darstellung, alleine schon durch die Konstruktion des Textes selbst, die Anordnung seiner Elemente, seine sprachliche Form und Gestaltung etc. den autobiographischen Text bereits zu einem fiktionalen mache. Die zweite Form der Autofiktion ist nach Zipfel eine besondere Art des fiktionalen Erzählens, die durch die Namensidentität von Autor und Figur (im Anschluss an Lejeunes Konzept des autobiographischen Pakts⁴) und eine Fiktionalität behauptende Gattungsbezeichnung gekennzeichnet ist. Nicht selten verbindet sich damit eine poetologische Perspektive. Die dritte Form der Autofiktion kommt zustande, wenn sich nicht entscheiden lässt, ob der Text seinem Leser/seiner Leserin einen autobiographischen oder einen fiktionalen Pakt anbietet. Tatsächlich macht er ein doppeltes Paktangebot, aber weder der autobiographische noch der fiktionale Pakt lassen sich ohne Schwierigkeiten für den gesamten Text durchhalten (vgl. Zipfel 2006).

Eine paradigmatische autofiktionale Passage stellt die Kochszene im amerikanischen Kriegsgefangenenlager aus Günter Grass' *Beim Häuten der Zwiebel* (2006) dar. Grass schildert das Bildungsprogramm im Lager, bei dem es offensichtlich auch einen Kochkurs gab. Eine bereits in dem Roman *örtlich betäubt* (1969) verwendete Episode wird noch einmal und etwas anders erzählt. Eingeleitet wird sie mit den viel sagenden Sätzen:

Doch meine Version [also die in Beim Häuten der Zwiebel erzählte] ist geeignet, diese allzu fiktive Abhandlung [im Roman örtlich betäubt], in der als Meisterkoch gesichtslos ein Herr Brühsam auftritt, mit glaubhaften Tatsachen zu widerlegen; schließlich bin ich es gewesen, den der Hunger in einen abstrakten Kochkurs getrieben hat. (Grass 2006, 201 f.; vgl. Grass 1971, 101 ff.)

Genussvoll wird beschrieben, wie der Meisterkoch ohne reale Zutaten (die gab es im Lager ja nicht) so köstliche Gerichte zubereitet, dass den Kriegsgefangenen das Was-

4 Philippe Lejeunes Gedanke, dass ein Text dem Leser/der Leserin ein autobiographisches oder ein fiktionales Paktangebot machen kann (vgl. Lejeune 1995, französisch zuerst 1973), hat sich für die Autobiographiedebatte als überaus produktiv erwiesen. Wenn ein Text sich selbst als Autobiographie deklariert oder durch eine Namensidentität zwischen Protagonist/in und Autor/in gekennzeichnet ist, kommt es, falls keine weiteren Irritationen auftreten, zum Abschluss eines autobiographischen Pakts zwischen Text und Leser/in mit der Konsequenz, dass der Leser bzw. die Leserin diesen Text als Autobiographie liest. Ein fiktionaler Pakt kommt dadurch zustande, dass der Text eindeutige Signale seiner Fiktionalität aussendet, etwa durch die Selbstbezeichnung als Roman oder auch dadurch, dass der Protagonist bzw. die Protagonistin einen anderen Namen trägt als der Autor/die Autorin.

ser im Mund zusammenläuft. Köstlich (im doppelten Wortsinn) ist das Rezept für die Schweinekopfsülze:

Mit beiden Händen in unbewegter Luft zeigte er uns, wie nach dem Garen das erkaltete Fleisch, das Fett vom Gebein, die Schnauze vom Knorpel zu lösen, die Gallerte von dem besonderes gelierfähigen Ohrlappen und der Haut zu schaben seien, denn nie fuchtelte er ziellos. Er hantierte mit der imaginierten Kinnlade, löffelte das geronnene Hirn aus der Hirnschale, entleerte die Augenhöhle, wies uns die von der Gurgel gelöste Zunge vor, hob die vom Fettmantel befreite Schweinebacke – einen ordentlichen Batzen – und begann, während er die gesamte Ausbeute flink zu Würfeln schnitt, alles aufzuzählen, was neben einem mitgekochten mageren Stück Brust oder Nacken in den immer noch köchelnden Sud gehörte: feingehackte Lauchzwiebeln, saure Gürkchen in Scheiben, Senfkörner, Kapern, geraspelte Zitronenschale, grob gestoßene Schwarzpfefferkörner. (Grass 2006, 208)

Dass es sich bei dem sich über Seiten hinweg erstreckenden Kochkurs um eine Allegorie der fiktionalen Kraft der Literatur handelt und der Text mithin die auch von Zipfel beobachtete autofiktional-poetologische Dimension aufweist, verdeutlicht die der zitierten vorausgehende Passage:

Als ich gegen Ende der sechziger Jahre, also während protestgeladener Zeit, in der Zorn, Ärger, Wut billig als Schlagzeilen und Würzkräuter zu haben waren, ein langes Gedicht unter dem Titel „Die Schweinekopfsülze“ schrieb, ließ ich zwar herkömmliches Gewürz mitkochen, gab aber immer wieder eine „Messerspitze gerinnende, eingedickte, restliche Wut“ hinzu und sparte nicht an Zorn und Ärger, die in Zeiten der Ohnmacht gegenüber gewalttätigen Mächten ins Kraut schossen und so den später „Achtundsechziger“ genannten Revolutionären zu zornesroten Spruchbändern verhalfen. (Grass 2006, 207)

Die Passage verdeutlicht nicht zuletzt, dass Fiktion und Zeitgeschichte keinesfalls gegenläufige Paradigmen sind. Im Gegenteil: Im sprachlich-literarisch ‚verdichteten‘ Bild der Schweinekopfsülze artikuliert sich die Inventionskraft der Literatur als politisch-gesellschaftliche Interventionskraft. Autofiktion in diesem Sinne lebt von der Wirklichkeitsmächtigkeit des Fiktionalen.

LITERATUR

- Aristoteles (1982): Poetik. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart.
- Augustinus, Aurelius (1982): Bekenntnisse. Vollständige Ausgabe. Eingeleitet und übertragen von Wilhelm Thimme, München.
- Behrens, Rudolph (2007): Räumliche Dimensionen imaginativer Subjektconstitution um 1800 (Rousseau, Senancour, Chateaubriand, in: Inka Müller-Bach und Gerhard Neumann (Hg.): Räume der Romantik, Würzburg, 27-63.
- Dilthey, Wilhelm (1981): Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Ders.: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Frankfurt a. M., 21-32.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1986): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. v. Klaus-Detlef Müller, Sämtliche Werke in 40 Bdn., Bd. I/14, Frankfurt a. M.

- Goldmann, Stefan (1994): Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie, in: Hans-Jürgen Schings (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar, 660-675.
- Grass, Günter (1971): *örtlich betäubt*. Stuttgart.
- Ders. (2006): *Beim Häuten der Zwiebel*. Göttingen.
- Kant, Immanuel (1983): *Kritik der reinen Vernunft*. Erster Teil, in: Ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt, Band 3.
- Köppe, Tilmann/Winko, Simone (2008): *Empirische Literaturwissenschaft*, in: Dies.: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*. Stuttgart, Weimar, 293-312.
- Lauer, Gerhard (2007): *Spiegelneuronen. Über den Grund des Wohlgefallens an der Nachahmung*, in: Karl Eibl, Katja Mellmann und Rüdiger Zymner (Hg.): *Im Rücken der Kulturen*. Paderborn, 137-163.
- Lejeune, Philippe (1995): *Der autobiographische Pakt*, in: Ders.: *Der autobiographische Pakt. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer/Dieter Horning*. Frankfurt a. M., 13-51.
- Markowitsch, Hans J. (2002): *Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 187-201.
- Matura, Silke (2002): *Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses auf Hirnebene*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 202-211.
- Nelson, Katherine (1993): *The Psychological and Social Origins of Autobiographical Memory*, in: *Psychological Science* 4/1, 7-15.
- Dies. (2002): *Erzählung und Selbst, Mythos und Erinnerung. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses und des kulturellen Selbst*, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 241-263.
- Quintilianus, Marcus Fabius (³1995), *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hg. und übersetzt von Helmut Rahn, 2 Bde., Darmstadt.
- Rousseau, Jean-Jacques (1978): *Die Bekenntnisse. Die Träumereien des einsamen Spaziergängers*, München.
- Vico, Giovanni Battista (1990): *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*. Teilbd. II. Übers. v. Vittorio Hösle und Christoph Jermann und mit Textverweisen von Christoph Jermann. Mit einer Einleitung (in Teilbd. I) von Vittorio Hösle, Hamburg.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (1997): *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*, Stuttgart/Weimar.
- Dies. (²2005): *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar.
- Zipfel, Frank (2006): *Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität?*, in: Simone Winko u.a. (Hg.): *Grenzen der Literatur*, Berlin/New York, 285-414.